

Von der Werkbund-Ausstellung Stuttgart "Die Wohnung"

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **89/90 (1927)**

Heft 9

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-41749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS KRAFTWERK EGLISAU DER N. O. K.

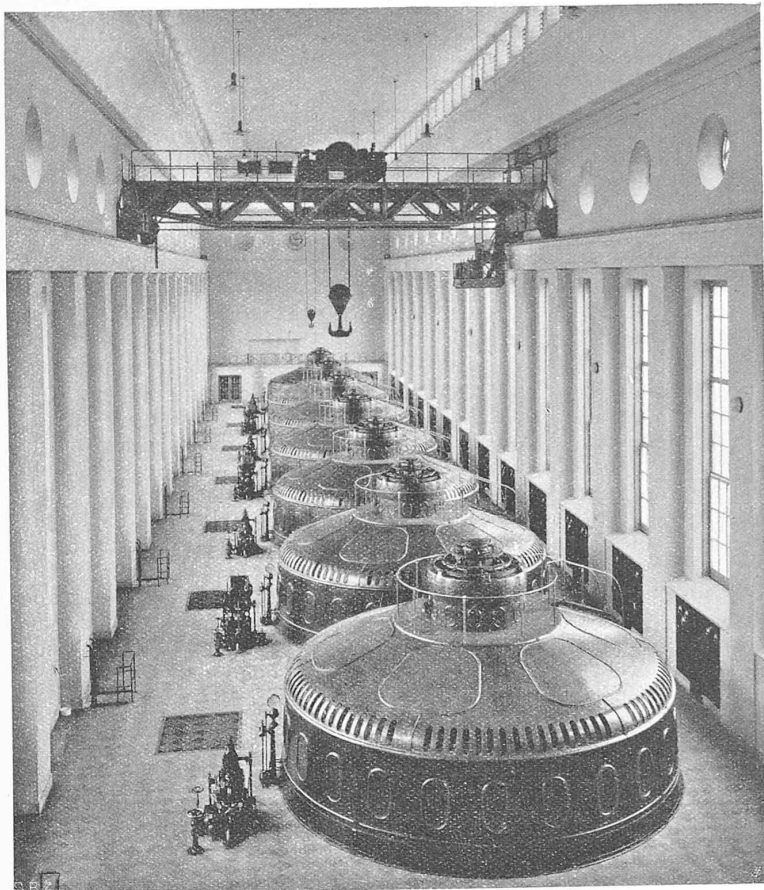


Abb. 47. Blick vom Kommandoraum in den Maschinensaal.

baulichen und den elektromechanischen Teil. An die Spitze der ersten wurde als Oberbauleiter der seither verstorbene Ing. G. Hunziker-Habich, Rheinfelden, berufen, der letzten stand Prof. Dr. W. Wyssling, Zürich, als Oberbauleiter vor. Die Bauleitung für den baulichen Teil lag in den Händen der Ingenieure F. Gugler und A. Biveroni, denen als Mitarbeiter die Ingenieure B. Rosenfeld, C. Dubs, C. Kind, H. Wyss und W. Wyssling jr., sowie Architekt Brunold beigegeben waren, während die Bauleitung für den elektromechanischen Teil durch Ing. E. Payot, unter Mitarbeit der Ingenieure P. Weingart, F. Hug und A. Kraft ausgeübt wurde. Die architektonische Ausgestaltung des Maschinenhauses und der Wehrpfeiler erfolgte durch die Architekten Gebrüder Pfister in Zürich; die Pläne für die Wohnkolonie wurden durch die Architekten Rittmeyer und Furrer in Winterthur erstellt.

Zunächst wurde im Jahre 1915, um die Erstellung der Bauwerke auf dem linken Rheinufer zu erleichtern, die Verlegung der Glattmündung ausgeführt. — In den Jahren 1916 bis 1920 wurden dann das Kraftwerk und die Bauten im Staugebiet erstellt.

Die Ausschreibung und Vergebung der Bauarbeiten erfolgte im Laufe des Jahres 1915. An der Ausführung waren hauptsächlich die nachstehenden Unternehmungen beteiligt: Für die Fundierung und den Aufbau des Stauwehrs, sowie den Bau der neuen Strassenbrücke über den Rhein bei Eglisau die Firma Locher & Cie., Ingenieurbureau und Bauunternehmung in Zürich; für die Fundierung und den Aufbau der Schiffschleuse die Firma J. J. Ruegg in Weinfelden; für die Lieferung und die Montage der Eisenkonstruktionen zum Stauwehr und zur Schiffschleuse ein Konsortium der Firmen A.-G. Löhle & Kern in Zürich, A.-G. Albert Buss & Cie. in Basel und Giesserei Bern der L. v. Roll'schen Eisenwerke; für die Bauarbeiten zum Ein-

laufbecken und den Ablaufkanal, sowie die Fundierung und den Aufbau des Maschinenhauses die Unternehmung Schafir & Müller in Aarberg; die Lieferung und Montage der Rechenanlage die A.-G. Zschokke, Werkstätte Döttingen; die Ausführung des Maschinenhauskopfes durch J. J. Ruegg in Weinfelden bzw. in Zürich. Die Verlegung der Glattmündung, sowie die Erstellung der Uferbauten in Eglisau wurden durch die Unternehmung Baumann & Stiefenhofer in Wädenswil, der Bau der Strasse in Neu-Rheinfelden, sowie der Unterbau des Anschlussgeleises durch Baumeister G. Meier in Glattfelden ausgeführt.

Die Entwürfe und Berechnungen für die verschiedenen besondern Eisenbeton-Konstruktionen besorgte das Ingenieur-Bureau J. Bolliger & Cie. in Zürich.

Die Lieferungen für die maschinellen und elektrischen Einrichtungen des Kraftwerkes sind den nachstehenden Firmen übertragen worden: Die Turbinenanlage der A.-G. der Maschinenfabriken von Escher Wyss & Cie. in Zürich und der A.-G. der Maschinenfabrik von Theodor Bell & Cie. in Kriens; die Generatoren der Maschinenfabrik Oerlikon, die Transformatoren der A.-G. Brown, Boveri & Cie., in Baden; die Lieferung der elektrischen Apparate und Einrichtungen für das Schalthaus und den Kommandoraum in der Hauptsache der A.-G. Sprecher & Schuh in Aarau, der Firma Carl Maier in Schaffhausen, der A.-G. Brown, Boveri & Cie. in Baden, der Maschinenfabrik Oerlikon und Siemens & Halske A.-G. in Zürich; die elektrischen Maschinen und Motoren der Eigenbedarfsanlage der S. A. des Ateliers de Séchéron in Genf und die zu gehörige Akkumulatorenbatterie der Akkumulatorenfabrik Oerlikon.

Von der Werkbund-Ausstellung Stuttgart „Die Wohnung“.

VORLÄUFIGER BERICHT.

Um es vorwegzunehmen: Man soll auf jeden Fall nach Stuttgart fahren, um sich dieses grossartige Experiment anzusehen. Auch auf die Gefahr hin, mit gemischten Eindrücken heimzukehren — gehört doch das Gefühl, man müsse eine Sache anders machen, zu den belebendsten Impulsen, die man von einer Ausstellung heimbringen kann.

Die Stuttgarter Ausstellung gliedert sich in drei Teile; zunächst beim Bahnhof (dessen Kopfbau übrigens seit Kurzem in seiner ganzen Ausdehnung dem Betrieb übergeben ist) liegt die „Internationale Plan- und Modell-Ausstellung“, in den städtischen Ausstellungshallen auf dem Interims-Theater-Platz, nahe dem königl. Schloss, mit seinen hervorragend schön gepflegten Anlagen. Diese Ausstellung bietet zwar demjenigen wenig Neues, der gewohnt ist, verschiedene Zeitschriften regelmässig durchzusehen; dennoch geben die durchweg sehr schönen, grossformatigen Photographien auch bekannter Objekte ein eindrucksvolles Bild der Gemeinsamkeit des modernen Bauschaffens, in dem die Schweiz sehr ehrenvoll vertreten ist. Leider fehlen selbst in dieser Ausstellung bei vielen Bauten die Grundrisse, ein Mangel, von dem die Schweizer Projekte jedoch frei sind, deren Zusammenstellung Prof. K. Moser (Zürich) in dankenswerter Weise besorgt hat. Nennen wir — ohne Gewähr für Vollständigkeit, da auch hier noch einiges recht provisorisch aussah — als Repräsentanten der Schweiz Artaria und Schmidt (Basel), E. F. Burckhardt (Zürich), M. E. Häfeli (Zürich), A. und Hannes Meyer (Zürich-Dessau), W. Moser (Zürich), R. Steiger (Zürich) — erstaunlich, wie stark Zürich andern Schweizer Städten gegenüber im Vorsprung ist.

Auch die grosse *Hallenausstellung am Gewerbehallen-Platz* und im Stadtpark bietet kaum etwas, was nicht auch auf andern Messen und Ausstellungen schon gezeigt worden wäre, und die strenge Auslese, die uns der D. W. B. verheissen hatte, hat offenbar gewisse Bezirke, beispielsweise der Möbelindustrie, nur unvollkommen von konventionellem Ballast frei zu halten vermocht. Dass neben andern sehr schöne Sachen gezeigt werden, zumal unter den Textilien, ist selbstverständlich — Stoffe des Dessauer Bauhauses, Rosshaar-Möbelstoffe einer Hamburger-Fabrik haften im Gedächtnis — doch ist hier nicht der Ort, auf solche Einzelheiten einzugehen, und auch die technischen Gegenstände, die die Hauptmasse des Ausgestellten ausmachen, also alle die Kücheneinrichtungen, Heizkörper usw., sind hier nicht weiter zu besprechen. Die Aufmachung ist durchweg sehr gut und sachlich, aber weiter nicht ungewöhnlich.

Weitaus am wichtigsten ist der dritte Teil der Ausstellung, die *Siedlung auf dem Weissenhofgelände*. Die Stadt Stuttgart hat in grosszügigster Weise ein Gelände in bevorzugter Lage mit wunderschöner Aussicht dem Deutschen Werkbund überlassen, auf dem die Ausstellungsbauten im Rahmen des städtischen Siedlungsplans als permanente Gebäude zu errichten waren. Sechzehn Architekten sind zum Bau der 33 Ein- und Mehrfamilienhäuser mit insgesamt 64 Wohnungen herangezogen worden, und es verdient als Zeichen ganz besonderer Vorurteilslosigkeit angemerkt zu werden, dass, obwohl es sich um eine kommunale Bauaufgabe handelte, mehrere davon Ausländer sind.

Zieht man die Bilanz seiner Eindrücke, so haften die Arbeiten von J. P. Oud, Le Corbusier, M. Stam, W. Gropius, Döcker am festesten als positiv im Gedächtnis; ebenso fest, jedoch mit wesentlich negativem Vorzeichen jene der beiden Taut, von Rading, Scharoun. Dass auch die wilhelminische Figur eines Peter Behrens nicht zu vermeiden war, obwohl sie keinerlei innere Berührungspunkte mit moderner Architektur hat, noch je hatte, ist wohl eine interne Angelegenheit des D. W. B. Ueber den Miethausblock des Leiters der ganzen Ausstellung, Mies van der Rohe, kann nichts ausgesagt werden, da er 14 Tage nach Ausstellungs-Eröffnung nur wenig über die ersten Ausbau-Arbeiten hinausgediehen war, sodass auch von der Schweizer Architektengruppe, die in diesem Block einige Wohnungen einrichtet, noch nichts zu sehen war; wie denn überhaupt das so berühmte deutsche Organisationstalent in dieser Hinsicht versagt hat, sodass es die Ausstellung an Unfertigkeit am Eröffnungstag getrost mit Paris 1925 aufnehmen konnte.

Wohl jeder Besucher, dem es ernstlich um eine Gesundung der Architektur, um die so nötige Reform des Wohnens zu tun ist, verlässt diese Ausstellung mit sehr zwiespältigen Gefühlen, ja mit Missbehagen. Denn ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen dem, was gezeigt werden sollte: moderne Wohnungen nämlich, und der Art, wie es aus ausstellungstechnischen Gründen aufgemacht werden musste, macht sich derart schroff bemerkbar, dass man unmöglich mit Stillschweigen daran vorbeigehen kann.

Auf der positiven Seite zu buchen ist selbstverständlich das rückhaltlose Bekenntnis zur modernen Wohnform, das alle — nahezu alle — Bauten dieser Ausstellung ablegen. Also Verzicht auf klassische Repräsentation, auf symmetrisch aufgeteilte Fassaden, deren Fenster sich nach dem architektonischen Schema, und nicht nach dem Wohnbedürfnis richten, auf Prunkportale, Walmdächer, frontale Terrassen, auf Türmchenromantik und die muffige Art von Gemütlichkeit. Alle Häuser zeigen einen ausgesprochenen Hauptwohnraum, dem die Nebenräume viel unbedingt untergeordnet sind, als es meist üblich war, die „Zimmerfluchten“ ungefähr gleichwertiger Räume sind verschwunden, der „Salon“ für Staatsvisiten ausgestorben. Diese Vereinfachung des Wohnprogramms geht bis zur Zusammenziehung aller, sonst in besonderen Räumen untergebrachten Wohnbedürfnisse in einen einzigen Raum; was eigenes Zimmer war, wird zur Nische, zur blossen Box, eine Strömung, in der Le Corbusier am weitesten geht.

Das führt auch bei Bauten bescheidenen Umfangs zu einer ungewohnten Weiträumigkeit und Grosszügigkeit, die entgegen dem kleinräumig-komplizierten Wohnungs-Typus etwas überaus Befreiendes, Leichtes, Luftiges hat. Dazu kommt dann noch der Ueberfluss an Licht durch die Fenster, die nicht mehr einzelne Oeffnungen in der Mauer sind, sondern Glaswände oder Glasstreifen an Stelle von Aussenmauern; der Bewohner solcher Räume steht mit der Aussenwelt in viel engerer Beziehung, als das bisher je möglich war; das moderne Wohnhaus ist nicht mehr Höhle und Festung, in der sich der Bewohner gegen aussen verschanzte, und dieses Streben nach Vereinigung von Haus und Landschaft wird gekrönt durch die Dachterrassen und zahlreichen Austritte. Einzig in den Bauten der beiden Taut gibt es noch Räume mit gefängnisartig winzigen Fenstern: vermutlich eine übel angebrachte Rücksicht auf die dekorativ wirkungsvolle Geschlossenheit der äusseren Ansicht. Was also die einzelne Wohnung angeht, wird wohl jeder Besucher mit sehr starken Eindrücken die Ausstellung verlassen, und wer sich schon bisher für die moderne Wohnform eingesetzt hat, dem ist die Ausstellung eine willkommene Bestätigung.

Weniger erfreulich aber ist das Bild, sobald man nicht die einzelne Wohnung, sondern die Siedlung als solche, also ihre städtebauliche Seite ins Auge fasst, wobei uns natürlich nur das Ergebnis, nicht aber die sehr komplizierte Vorgeschichte dieser Siedlung etwas angeht, derzufolge das Vorhandene nicht der ursprünglichen Absicht des D. W. B., sondern einem Kompromiss dieser Werkbundabsichten mit verschiedenen Wünschen der Stadt- und sonstiger Behörden entspricht.

Eine Ausstellung ist ausstellungstechnisch umso besser, je auffälliger, sensationeller, ungewöhnlicher sie ist. Eine Wohnung und Wohnkolonie umgekehrt umso wohnlicher, je lautloser, selbstverständlicher, dienender: dies der erste Zwiespalt, aber nicht der einzige.

Der Zweite liegt auf dem Gebiet der Kosten. Städtische Siedlungen müssen natürlich mit Rücksicht auf die Mieter so billig wie möglich gehalten werden; sollen aber Versuche mit neuen Baumaterialien und Methoden gemacht werden — und das war ja hier die Absicht — so sollte man bei diesen so wenig wie bei Laboratoriumsversuchen sparen müssen, denn auch ein noch so rationelles Verfahren, das bei seiner spätern Massenherstellung viel billiger kommen wird, als ein gewohntes, wird eben bei seinen ersten Anwendungen teurer zu stehen kommen. Versuchshäuser, die zugleich als städtische Siedlungsbauten rentabel oder doch konkurrenzfähig, also jedenfalls billig sein sollen, sind eine *contradictio in adjecto*.

Die Ausstellung bekennt sich zu den modernen Prinzipien der Rationalisierung und Typisierung, aber sie lässt die 33 Häuser ihrer Siedlung von 16 verschiedenen Architekten bauen, möglichst jedes in einer andern Bauweise: auch hier kommen also die ausstellungstechnischen Rücksichten auf Mannigfaltigkeit den städtebaulichen Rücksichten auf Homogenität der Bebauung und den modern-wohntechnischen Rücksichten auf Verbilligung durch Typisierung aufs Bösartigste in die Quere. Hätte man nicht auf den Ausstellungsscharakter Rücksicht nehmen müssen, dann wäre gewiss von keinem der beteiligten Architekten das Weissenhofgelände so bebaut worden, wie es jetzt bebaut ist: man hätte am Abhang grössere Miethausblöcke nebeneinander reihen und hintereinander staffeln können, oder durchweg kleine Reihenhäuser in zwei bis drei Typen gebaut, oder Einfamilienhäuser, diese aber in weit grösseren Abständen als sie die jetzige Parzellierung zulässt. Aus einer solchen, ernsthaften Siedlung hätte sich aber keine „Ausstellung“ machen lassen; man brauchte das Sensationelle, das Abwechslungsreiche, und so schwimmen nun Brocken der verschiedensten Bebauungsarten chaotisch durcheinander, was zwar für den Ausstellungsbesucher recht amüsant und anregend ist, für den dereinstigen Dauerbewohner aber wohl weniger. Mit aller Schärfe formuliert: als *Ausstellung* ist die Stuttgarter Siedlung ausserordent-

DIE SIEDELUNG AUF DEM WEISSENHOF-GELÄNDE
DER STUTTGARTER AUSSTELLUNG DIE WOHNUNG.



Axonometrie-Masstab etwa 1 : 2000, nach „Stein, Holz, Eisen“
2. Sondernummer „Die Wohnung“. — Der Zugang erfolgt von der westl. Ecke,
der Endschleife der Strassenbahnlinie 10, die mit rund 4 km Länge vom
Hauptbahnhof über die Birkenwaldstrasse das Weissenhof-Gelände erreicht.

lich interessant, und somit vorzüglich (denn bei einer Ausstellung kommt einzig dieser Gesichtspunkt in Betracht). Als *Siedlung* betrachtet wird sie den guten Gedanken der modernen Architektur viel mehr schaden als nützen, weil sie ihnen, den vorübergehenden, ausstellungstechnischen Rücksichten zuliebe, aufs Schrofste widerspricht; der Besucher, der in ein paar Jahren dieses verworrene Film-Dorf betrachten wird, ohne zu wissen, dass er die „stehengebliebenen Reste eines ehemaligen Ausstellungsparkes“ vor sich hat, wird sich an den Kopf greifen und wohl schwerlich mildere Gefühle dafür aufbringen, als für die berühmte Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe in Darmstadt¹⁾.

Die Grundstücksgrenzen sind nirgends deutlich bezeichnet, die einzelnen Häuser stehen im gemeinsamen Raum, Blumenrabatten und niedere Hecken genügen als Grenzen. Das wäre freilich ein paradiesischer Idealzustand und er ist vielleicht sogar realisierbar, wo sich Angehörige einer Lebensgemeinschaft, einer religiösen Sekte oder sonstigen Gruppe entschlossen, miteinander eine Siedlung zu gründen; die Häuser im Föhrenwald der Dessauer Bauhausmeister zeigen, wie schön eine derartig friedlich-entspannte Siedlung sein kann. Wird sich aber dergleichen bei einer städtischen Siedlung, die an ihre Mieter schwerlich weltanschauliche Anforderungen im Mietkontrakt fixieren darf, ebensoglatt durchführen lassen? Und gar in Deutschland, wo jeder sogar seinen Schrebergarten (im Gegensatz zur Schweiz) mit hohem Zaun, Dornhag und Stacheldraht gegen seinen Nachbar verteidigt? Es ginge vielleicht bei grossen Abständen, aber auch hier durchkreuzten die Ausstellungs-Rücksichten die Erfordernisse der Bewohner: man wollte die moderne Siedlungsform (im Stil von Dessau) vorführen, ohne dass der Raum dazu reichte, und so entstand ein Gewinkel kleiner Einfamilienhäuser, in denen jeder Nachbar sämtlichen ändern in die Suppentöpfe und Terrassen sieht.

Was die sehr unterschiedliche Qualität der einzelnen Bauten angeht, werden wir bei deren Besprechung das Nötige sagen. Neben dem befreienden Gefühl, den ersten Versuchen einer wahrhaft lebendigen, frischen Architektur gegenüberzustehen fühlt sich der Beschauer gelegentlich im gleichen Hause angewidert von aufdringlichen Mätzchen und offensichtlichen Leichtfertigkeiten, an denen alle Reaktionäre und Uebelwollenden mit Wonne die Hebel

¹⁾ Ausführliche Darstellung in „S. B. Z.“, Bd. 38, S. 77 ff. (August-September 1901).

der Verneinung einsetzen werden, ohne dass man ihnen widersprechen kann.

Jede Ausstellung wendet sich notwendigerweise ans grosse Publikum, sie sollte also Schulbeispiele, Normalfälle zeigen, nicht ausgefallene Spezialitäten, die auf ein ganz ausnahmeweises Wohnbedürfnis zugeschnitten sind. Wie viele Familien könnten aber beispielsweise das Haus von Le Corbusier mit dem durch zwei Geschosse reichenden Hauptraum bewohnen, in dem Schlafzimmer und Bad nur durch kaum zwei Meter hohe Kulissen (statt Wänden) vom Hauptraum abgetrennt sind? Mir scheint, es wäre die wichtigere Aufgabe, zu zeigen, wie sich ein normales, meinetwegen bürgerliches Wohnbedürfnis aufs Knappste und Beste befriedigen lässt, als utopische Bauten aufzustellen mit der Forderung, der Bewohner habe sein Dasein eben auf das Haus abzustimmen: denn das haben die Jugendstil-Architekten auch schon gesagt. Die Ausstellung wird also kaum zu einer grundsätzlichen Abklärung der schwebenden Fragen beitragen, und wer nicht ohnehin schon von der Richtigkeit der modernen Architektur-Ideen überzeugt ist, wird hier schwerlich von

ihnen überzeugt werden. Architektur ist nun einmal kein Ausstellungsobjekt, und ihre Entwicklung lässt sich nicht im Treibhaus solcher Veranstaltungen mit Kulturgetöse forcieren. Indem man Wohnungsarchitektur ausstellungsmässig montiert, treibt man sie ins Filmhafte, Sensationelle, Repräsentative, also gerade in jenes Haschen nach äusserem Effekt, das die moderne Architektur ihrem innersten Wesen nach überwinden muss, und so ist sehr zu hoffen, dass diese Stuttgarter Ausstellung der letzte Versuch dieser Art sein möge. Aber wie gesagt: es ist wichtig und nötig, dass man sie selbst ansieht, vielleicht bietet sich dem Architekten nie mehr eine solche Fülle des Interessanten auf so engem Raum, und vielleicht ist der Referent für die negativen Seiten dieser Ausstellung nur darum so besonders empfindlich, weil er die positiven Seiten des neuen Wohnens und ihre Anerkennung schon als selbstverständlich voraussetzt, sodass man in einer Fachzeitschrift gar nicht mehr besonders davon reden sollte.

Wenn wir also unsere Bedenken schon jetzt, bei Lebzeiten der Ausstellung äussern, so geschieht es in der Absicht, den kritischen Beschauer — und auf diesen kommt es ja an — von vornherein darauf aufmerksam zu machen, dass er nicht jeden, auf ausstellungstechnische Gründe zurückzuführenden Mangel der modernen Architektur als solcher anrechnet, dass er also nicht das Kind mit dem Bad ausschütte.

P. M.

Knicken eines Stabes unter Temperatur-Spannungen.

Von ARNOLD ESCHER, Dipl. Ing. E. T. H., Buenos Aires.

Gegeben sei ein prismatischer Stab aus homogenem Material, dessen Elastizitätsgrenze im Verlaufe der nachfolgend betrachteten Vorgänge nicht überschritten wird. Dieser Stab habe einen Temperaturexpansions-Koeffizienten α_a und sei auf einem Sockel von verschiedenem Temperaturexpansions-Koeffizienten α_b an den Enden derart befestigt, dass jede gleichmässige Temperaturänderung des ganzen Systems einen analytisch fassbaren Einfluss auf den Stab zur Folge hat. Die Abmessungen des Sockels werden als so gross angenommen, dass die Rückwirkung der im Stabe auftretenden Kräfte auf den Sockel vernachlässigt werden kann.

Ist der Stab im spannungslosen Zustande bei der Temperatur t_0 gerade, und tritt eine Temperaturänderung